

PAKISTAN

# Kleine Könige am Khyber-Pass

Im Gefolge des afghanischen Exil-Monarchen Zahir Schah erhofft sich ein bunter Haufen ausgewanderter Mudschahidin die glorreiche Rückkehr in die alte Heimat. Doch im Herzen tragen sie die Narben von jahrzehntelangem Krieg, mörderischen Machtkämpfen und uralten Stammesfehden.

Zum Totengebet für den Mudschahid Abdul Haq versammeln sich die Abgesandten der afghanischen Volksgruppen in ihrem Exil hinter dem Khyber-Pass. Männer mit wilden Augen in schwarzbraunen Gesichtern füllen den Gebetsraum; hagere Gestalten in weißen Dschallabas, Wollschals wie leere Säcke über die Schulter geworfen, Turbane und Kappen tief in der Stirn, drängen nach.

„Gott lässt euch sterben, Gott macht euch wieder lebendig“ – zur Sure al-Bakara wiegt sich an der Stirnseite des Raums unter blauem Turban Hadji Din Mohammed im Schneidersitz. Die Taliban haben einen seiner acht Brüder ermordet – Abdul Haq, einen Hoffnungsträger der Amerikaner und Helden des Kriegs gegen die „Schurawi“, die gottlosen Sowjets. Hadji Din Mohammed aber, Minister in Kabul bis zu seiner Flucht Anfang der neunziger Jahre nach Pakistan, lächelt, jenseitig fast, und sagt: „Wir werden die friedliche Mission Abdul Haqs fortsetzen.“

Die Behelfs-Moschee des Flüchtlingslagers Shamshatu im Nordwesten Pakistans ähnelt währenddessen dem Aufmarsch-

gelände eines Veteranentreffens vertriebener afghanischer Mudschahidin. Wer aus dem Mehrheitsvolk der Paschtunen Aussicht oder auch nur die Hoffnung hat, drüben in der Heimat am Ende des amerikanischen Bombardements wieder mitreden zu dürfen, der ist heute hier.

Auf dem Ehrenplatz zur Linken der Hinterbliebenen kauert Qazi Amin Waqad. Der islamische Rechtsgelehrte, rotbärtiger Wiedergänger des Ajatollah Chomeini, ist ein gleichermaßen unerbittlicher wie gottesfürchtiger Hetzer gegen die Feinde Afghanistans. Als Feldherr im heiligen Krieg gegen die Sowjets hat Waqad Punkte gemacht. „Wir haben die Kommunisten und das KGB besiegt“, ruft er donnernd in die Moschee: „Wer den Islam verteidigen will, darf keine Angst vor dem Tod haben.“

Im Mittelgang, Reihe zwei, hockt in grüner Tarnweste der massige General Abdul Rahim Wardak. Als Einziger trägt er keinen Bart, auch keinen Turban, und seine Hautfarbe ist bleich. Wardak war Oberkommandierender der Nationalen Islamischen Front und bis zur Machtübernahme durch die Taliban Generalstabschef der afghanischen Armee.

**Oppositionspolitiker Ghamsharik (M.), Treffen von Ghamsharik-Kommandeuren**  
„Gott macht euch wieder lebendig“

Wardak schräg gegenüber sitzt, ins Gebet versunken, sein Spezi Haji Zaman Ghamsharik, ein Warlord aus dem Osten Afghanistans. Mit dem Rücken zur Wand schließlich, die wachen Äuglein immer unterwegs, mustert Mohammed Agha Gailani das Stelldichein der Würdenträger. Er vertritt seinen Vater, Pir „den Weisen“ Sayyid Gailani, den politischen Vertrauten des Exil-Königs Zahir Schah.

**„Unsere größte Chance für den Frieden ist der König. Ohne ihn bringen wir uns um.“**

Afghanen sind Hierarchen. Wer hier und heute weiter als zehn Meter entfernt von den Brüdern des Toten sitzt, wird in naher Zukunft nichts zu sagen haben in seiner Heimat.

Alle Hauptdarsteller haben schon in den Achtzigern gekämpft für ein freies Afghanistan. Alle wollen sie jetzt, da es Bomben hagelt auf die Taliban-Hochburgen Kandahar und Kabul, ihre späte Chance nutzen, an die Macht zu kommen. Sie behaupten, ein gemeinsames Ziel zu haben – Frieden und nationale Einheit für ihre Heimat, die 40 Kilometer entfernt hinter Torkham am Khyber-Pass beginnt. Der alte König Zahir Schah soll die Einheit bringen.

Doch der alte König ist nicht da. Er steht im 88. Lebensjahr, ist seit 70 Jahren ver-



heiratet und seit 28 Jahren entmachtet. Er muss mit seinen Kräften haushalten. Sitzt also still im Exil vor den Toren Roms, empfängt Besucher aus der Heimat und versucht dabei, mit dem ihm eigenen Misstrauen zu ergründen, wie er es schaffen konnte, als Greis noch einmal zum Hoffnungsträger der untereinander zerstrittenen Afghanen zu werden.

Auf der Rückfahrt vom Flüchtlingslager Shamshatu in die Provinzhauptstadt Peschawar fahren die alten Mudschahidin in

Konzept für die Zeit danach. So kamen die Taliban an die Macht, so wurde Osama Bin Laden sesshaft im Land.

Die Suppe, die Papa George Bush durch Nichtstun damals eingebrockt hat, muss der kleine George W. jetzt auslöffeln. Und Afghanistans Helden von gestern sind wieder dabei.

In Peschawar, Stadtteil Muradabad, nahe beim Opiummarkt und den Lehmhäusern der Flüchtlinge, zieht in einer kloakenge säumten Gasse Qazi Amin Waqad seine

Mullah Omar. Er ist Strippenzieher im Gewirr der Parteien und Stämme.

Waqad sagt: „Der Schlüssel zur afghanischen Nation liegt in den Händen der alten Dschihad-Kommandeure.“ Also in seinen Händen, beispielsweise. Waqad war im April, als der Westen sich noch nicht für Afghanistan interessierte, in Kabul und hat dort mit Taliban-Außenminister Muttawakil und dem Vertreter von Mullah Omar gesprochen. Im August hat er den Tadschikenführer Rabbani an der Nordfront getroffen; und im September im Pandschirtal den „Löwen“ Schah Ahmed Massud – drei Tage vor dessen Ermordung.

Allen hat er sein Konzept vorgelegt: von einer Regierung der nationalen Einheit, von der Lösung des „Osama-Problems“, von der Rückkehr der Flüchtlinge. Doch zwei Tage nach seiner Rückkehr rasten Flugzeuge ins World Trade Center. Mit den Türmen zerbarst der Plan des Paschtunenführers von einer friedlichen Zukunft.

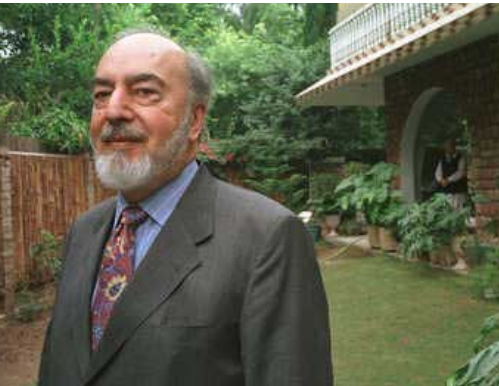
Waqad sagt, er kenne Osama Bin Laden noch aus gemeinsamer Zeit in Peschawar: „Wir hatten engen Kontakt. Osama ist ein Muslim und kämpft für die richtige Sache. Aber auf eine Art, die der Islam nicht erlaubt.“ Eine neue afghanische Regierung habe darüber zu befinden, was mit Osama geschehen solle. Ob er sie anführen wolle? „Ja, das wäre schön“, sagt Waqad.

Durch die Basarstraßen Peschawars, durch das fieberhafte Gewimmel und Geheupe, das sich unter einem vom Qualm dreirädriger Droschken smogversiegelten Himmel entlädt, führt der Weg zum Haus von Haji Zaman Ghamsharik, dem Warlord. Er war ein Weggefährte Abdul Haqs.

Deshalb gibt es jetzt vor dem Garten von Ghamsharik eine Leibesvisitation; im Rücken der auf dem Rasen Richtung Mekka betenden Kämpfer hat ein Leibwächter mit einem AK-47-Sturmgewehr Aufstellung genommen. Auch Ghamsharik trägt wieder eine Waffe. Er sagt: „Wir haben in den letzten 23 Jahren zu viele Führer verloren.“

Als Ghamsharik 1956 im Osten Afghanistans geboren wurde, saß der König, der nun zurückkehren soll, seit 23 Jahren auf dem Thron. Doch den graubärtigen Ex-Kommandeur der 11. Armee Afghanistans, der jetzt zwischen Bougainvilleen und Rosensträuchern von der Rückkehr in die Heimat träumt, stört das nicht: „Unsere größte Chance für den Frieden ist der König. Ohne ihn bringen wir alten Mudschahidin uns um.“

Ghamsharik spricht nach eigenen Angaben stellvertretend für 200 Kommandeure aus den vier Ostprovinzen. Jeder von ihnen soll zwischen 100 und 1000 Männer zur Verfügung ha-



FOTOS: DERMOT TATLOW

Afghanenführer Gailani, Waqad (r.): Ein „Gucci-Mann“ als Strippenzieher

Jeeps und Pick-ups durch das Kernland ihrer Bewegung – eine Mondlandschaft mit Ruß spuckenden Schloten, Kindern, die Lehmziegel schichten, und schwer beladenen Greisen auf staubigen Straßen.

Die Afghanenlager im Nordwesten Pakistans sind ein Staat im Staat. Seit beinahe einem Viertel Jahrhundert leben hier Menschen von jenseits der Grenze. Viele, die drüben an vorderster Front gegen die Sowjets gestanden haben und jetzt, 20 Jahre später, noch einmal mitmischen wollen: gegen die Taliban, gegen die Amerikaner, je nach Lage, haben hier seit je ihre Anhänger und Mitstreiter rekrutiert.

Unter den 164 Studenten, die 1974 aus Kabul geflohen sind nach dem Sturz des Königs und die später in Peschawar die Hisb-i-Islami gegründet haben, die Islamische Partei, waren bereits Abdul Haq und sein Bruder; auch Gazi Amin Waqad, der jetzt in der Moschee vom Kampf gegen die Ungläubigen spricht; auch Gulbuddin Hekmatjar, bis heute Hisb-Chef, Widerstandsheld gegen die Sowjets, Bluträcher im folgenden innerafghanischen Krieg; und Ahmed Schah Massud, der „Löwe vom Pandschirtal“, bis zu seiner Ermordung im September unverändert an der Front.

Die historischen „Sieben von Peschawar“, die Parteien des siegreichen Widerstands gegen die Rote Armee, haben sich danach, von 1992 bis 1996, untereinander leidenschaftlich zu Grunde gemetzelt. Einhalb Millionen Afghanen insgesamt ließen ihr Leben. Der wohl größten und erfolgreichsten CIA-Aktion aller Zeiten, der Aufrüstung der Mudschahidin gegen die Rote Armee, folgte kein amerikanisches

Fäden. Als er geboren wurde, 1947, saß der König, der nun zurückkehren soll, bereits seit 14 Jahren auf dem Thron. „Ich bin nicht gegen den König, sofern er neue Ideen mitbringt“, sagt Waqad listig: „Aber damals war er noch jung und hat schon nichts für sein Land getan. Wieso also sollte er jetzt etwas tun?“

Waqad ist als ehemaliger Hisb-Chef, islamischer Rechtsgelehrter und ehemaliger Dschihad-Kommandeur eine dreifach geadelte Zentralfigur beim Machtkampf um die Taliban-Nachfolge in Kabul. Vor allem aber gehört er dem afghanischen Mehrheitsvolk der Paschtunen an wie der alte König Zahir Schah, wie der Taliban-Chef



ben. Ein Rekrutierungsbüro in Peschawar ist eröffnet worden. Doch es fehlt an Waffen, an Technik, an allem. Die Amerikaner, die schon seinen Gefährten Abdul Haq im Stich gelassen haben, zeigen sich zurückhaltend: „Mit leeren Händen“, sagt Haji Zaman Ghamsharik, „lässt sich schlecht kämpfen.“

Je stärker die amerikanischen Bomber versuchen, der Nordallianz den Weg nach Kabul freizuräumen, dem Tadschiken Rabbani und dem Usbeken-General Dostam, desto größer wird die Furcht bei den stolzen Paschtunen in Pakistan, ihr Führungsanspruch unter den Volksgruppen Afghanistans könnte vergessen werden, wenn die siegreichen Kämpfer erst einmal in der Hauptstadt stehen.

Auffällig oft zeigt sich Ghamsharik neuerdings an der Seite von General Wardak, der Sphinx der Bewegung. Als Wardak 1963 in die Armee von Zahir Schah eintrat, feierte der König, der nun zurückkehren soll, bereits sein 30. Thronjubiläum. Wardak diente in der Folge dem König, den Mudschahidin und schließlich der ersten postkommunistischen Regierung unter Rabbani – als Generalstabschef.

Mitte der Achtziger schon flog Wardak als Emissär in die USA. Es ging um Militärhilfe für die Mudschahidin. Jetzt stehen seine Leute wieder ohne Waffen da, ohne

Die Gründe sind offensichtlich: Das exilafghanische 19-Parteien-Bündnis „Versammlung für Frieden und nationale Einheit in Afghanistan“ einerseits, dem neben General Wardak die maßgeblichen Exil-Paschtunen angehören, und die Königskamarilla andererseits bewegen sich nur in Zeitlupe aufeinander zu. Währenddessen rücken die Truppen der Nordallianz auf die Taliban-Stellungen vor. Das beunruhigt vor allem einen – Pir Sayyid Ahmad Gailani, Sprecher der Koalition, die den König tragen soll.

In einer baumbestandenen Villengegend von Islamabad sitzt der Erwählte in Anzug und Maßschuhen unter einer Ahnentafel voll mit kobaltblauen Rechtecken, auf der die Abkömmlinge des Propheten benannt sind: „Ja“, sagt Pir Sayyid Gailani gnädig, „wir sind direkte Nachfahren Mohammeds.“

Gailani ist zumindest dem Familienerbe nach ein Mystiker vom Sufi-Orden der Kadirija. Die traditionelle Wollkutte (suf) zum Zeichen der Abkehr vom Weltlichen lehnt er allerdings ab. Seines Lebensstils wegen allenthalben als „Gucci-Mann“ verspottet, wartet Gailani, bis der Diener den Tee gebracht hat und der Sekretär lautlos entschwinden ist, ehe er versichert: „Alles nur gemietet hier.“ Er will die Gotteskrie-

werden. Und dazu braucht er den König. Der soll, nach weiteren Versammlungen möglichst aller Parteien und Stämme, an die Spitze eines Obersten Rats von etwa zehn Mitgliedern gewählt werden. Und dann, am besten in Afghanistan selbst, die Loya Jirga einberufen – die große, verfassunggebende, für echte Afghanen einzig maßgebliche Plattform der Volksvertreter.

Ohne König, sagt Gailani, ginge das Ganze natürlich auch. Dann könnte, bei-

**„Amerika ist ein Dinosaurier, ein riesiges Tier mit einem winzigen Gehirn.“**

spielsweise, er selbst an die Spitze rücken. Aber da „His Majesty very much alive“ sei und dringend benötigt würde, wolle er sich nicht vordrängen: „Es sei denn, das Volk rief mich.“

Ruft es? Nein. Es singt, zumindest in den Straßen von Peschawar: „Unser Osama ist ein Löwe.“ Es organisiert Anti-US-Aufmärsche in den Basargassen. Es eilt, mit Kalaschnikows oder alten Schießprügeln bewaffnet, den Taliban zu Hilfe. Der Taliban-Kommandeur Jalaluddin Haqqani, ein schwarzbärtiger Paschtune, der schon von Reagan empfangen wurde, ist unlängst, während des US-Bombardements, in Pakistan gefeiert worden wie ein Friedensnobelpreisträger.

Werden also die emeritierten Mudschahidin in Gucci-Schuhen oder Räuberzivil, die weit Gereisten, die „Ohrensessel-Kommandeure“ wie gespottet wird, im koundsovielten Anlauf jenseits des Khyber-Passes noch an die Macht kommen? Das Pentagon stützt die Nordallianz, das State Department den alten König. Eine Linie ist bis auf weiteres nicht erkennbar.

„Amerika ist ein Dinosaurier, ein riesiges Tier mit einem winzigen Gehirn, das auf jeden draufplätscht, ohne es zu wollen“, hat Abdul Haq schon lange vor seinem Tod gesagt. Und: „Afghanisches Blut ist billiger als alles andere.“

In diesem Sinne wollen die alten Mudschahidin jedenfalls auch künftig nicht zurückstehen. „Wir kennen den Osten Afghanistans, wir kennen die Leute. Wir werden den Krieg dort beginnen“, sagt Haji Zaman Ghamsharik. „Wenn der Krieg uns auferlegt wird, dann muss es sein“, sagt der feine Pir Sayyid Gailani.

„Wer die Russen besiegt hat, kann auch gegen die USA antreten“, tönt Qazi Amin Waqad beim Totengebet. Und als daraufhin einer aufspringt und mit erhobenem Arm skandiert: „Marg bar Rus, Marg bar Amerikan“ (Tod den Russen, Tod den Amerikanern), zögert der Prediger aus der mit westlicher Hilfe geschmiedeten Königskoalition keine Sekunde.

Er spricht einfach weiter, als sei nichts passiert. Jedenfalls nichts, was er nicht einkalkuliert hätte.

WALTER MAYR



Aufmarsch von Taliban-Sympathisanten in Pakistan\*: „Unser Osama ist ein Löwe“

festen US-Zusagen, wer Kabul nach einem eventuellen Sturz der Taliban regieren soll. Und General Abdul Rahim Wardak, der sich inzwischen als militärischer Berater des Königs bezeichnen lässt und mit dem Uno-Beauftragten Lakhdar Brahimi speisen darf, ist immer noch dabei.

Wird man ihn in Kabul wiedersehen, demnächst? „Wenn alles gut geht – ja“, sagt der Haudegen lächelnd, „aber bitte verstehen Sie, dass ich Gründe habe, in dieser Frage zurückhaltend zu sein.“

ger, mit denen er wieder zu paktieren hat, nicht ohne Not gegen sich aufbringen.

Der silberbärtige Gailani ist die Brücke zwischen König und ehemaligen Kämpfern. Er hat in die königliche Familie eingehiratet, von dieser die Alleinvertretung für Peugeot-Importwagen in Kabul verehrt bekommen und also Geld gemacht. Jetzt ist Gailani 69 und würde gern noch etwas

\* Am vorvergangenen Sonntag bei Bajur, nahe der afghanischen Grenze.